

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Hanns Dieter Hüsch

Du kommst auch drin vor
Gedankengänge eines fahrenden Poeten

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

Orthopädie und Entertainment

7

Texte & Lieder I

145

Der Aschermittwochsmensch

187

Texte & Lieder II

341

Altes Kind

375

Mein Testament

399

**Orthopädie
und
Entertainment**

Mein Leben verdanke ich meinen Füßen. Natürlich hatte niemand damit gerechnet; denn meine Füße standen bei meiner Geburt 180 Grad exakt nach hinten und in der Achse 90 Grad nach innen, so daß, wenn ich gleich zu Beginn hätte tanzen wollen, um zu zeigen, daß ich ein neuer Eulenspiegel, nicht aus Magdeburg oder aus Flandernland, aber vom Niederrhein bin –, dann hätte ich auf den Enkelknochen hin und her springen müssen. Das hätte gewiß recht komisch ausgesehen. Aber keiner hatte das vorausgesehen. Meine Eltern nicht. Meine Großeltern nicht. Und ich auch nicht. Und sofort lagen sich die von Mutters Seite mit denen von Vaters Seite in den Haaren. Wie im Mittelalter. Und die von Mutters Seite sagten sofort, daß die von Vaters Seite in einem kleinen Dorf namens Alpen ja schon seit Jahrtausenden Inzucht getrieben, und dadurch wären jetzt meine vermaledeiten Füße zum Vorschein, ans Tageslicht gekommen. Und die von Vaters Seite sagten sofort, daß die von Mutters Seite schon immer sehr trunksüchtig gewesen seien und nicht zuletzt sei ja meine Mutter am Zapfhahn großgezogen worden, und so sei es kein Wunder, daß der Junge gleichsam als Strafe Klumpfüße bekommen habe. Und dann sagten die von Mutters Seite wieder, daß die von Vaters Seite ja eigentlich doch Proletarier seien und daß sie froh sein könnten, daß ihre Adele, meine Mutter, überhaupt den Heinrich, meinen Vater, genommen habe, denn ihre Adele hätte, weiß Gott, eine bessere Partie machen können, weiß Gott. Und dann sagten die von Vaters Seite wieder, daß die von Mutters Seite sich nur nichts einbilden sollten, sie wären auch einfache, aber anständige Leute. Und so weiter, und so weiter. Das ging so bis zum Tode meiner Mutter. Und da sagte ein Bruder meines Vaters, daß es ja doch für die Adele wohl ganz gut sei, sie wäre ja jetzt erlöst, und sie hat ja auch unseren Hein viel Geld gekostet. Da wurden die Schwestern

meiner Mutter, Elisabeth, Anna, Katharina, Maria und Margarete, wachsbleich und schneeweiß an Haut und Haaren und guckten die von Vaters Seite mit dem Hintern nicht mal mehr an. Das war zuviel, denn ihre Adele, die Jüngste, meine Mutter, war ihre Lieblingsschwester und hatte genug Elend mitgemacht, zuerst die Steißlage bei meiner Geburt und den Kaiserschnitt und dann meine Füße und zuletzt die Rückenmarkskrankheit, genannt Multiple Sklerose, das war zuviel. Und es soll ja im Leben schließlich nicht alles für die Katz sein: Wenn man schon sechs Monate in einem Wasserbett liegt, um eine offene Wunde direkt über dem Gesäß zu heilen, meine Mutter hatte sich wegen der Lähmung der Beine und des Unterleibs durchgesehen, und dann doch zuletzt an einer Blutvergiftung stirbt, dann versteht man die Welt nicht mehr. Ich habe damals überhaupt nichts verstanden, nur alles mitgekriegt, wie man sagt, und alles ging immer nur von einer Krankheit zur anderen. Und wenn es mal zwei Jahre gutging, dann wurde man schon mißtrauisch und war auf der Hut. Es muß doch bald wieder irgend etwas passieren. Und dann hat man natürlich auch gesagt, daß die ganze Rückenmarksgeschichte, so sagt man am Niederrhein, Rückenmarksgeschichte, sicherlich auch mit meinen vermaledeiten Füßen zusammenhinge, weil das ja wohl ein Schock gewesen sei. Aber was sollte ich machen? Ich war nun mal da und machte der Welt Kummer. Und folgende Frage ging ständig reihum: Was wird aus dem Jungen wohl werden? Ich war ein Sorgenkind. Und so blieb mir eigentlich gar nichts anderes übrig: Ich mußte ein Glückskind werden! Und bin es auch geworden, gar keine Frage, und zwar mit Hilfe all derer, die sich um mich Sorgen gemacht haben. Und das sind genau die von Mutters Seite und die von Vaters Seite. Jetzt sind sie natürlich alle schon längst im Himmel und gucken zu, was ich so mache. Und da kann ich hundert Jahre alt werden, dann bin ich für die da oben immer noch »de kleine Jung« von Adele Sonnen, die ja wirklich am Zapfhahn großgezogen worden ist und es so schwer mit mir hatte, weil ich ja ein komplizierter Junge war, obwohl ich heute natürlich meine Geburt ganz anders beschreibe. Und wenn ich gefragt werde, wann ich denn geboren worden sei, sage ich immer, am

6. Mai 1925 – zusammen mit dem damaligen deutschen Kronprinzen, und wenn der Kaiser geworden wäre, hätte ich schulfrei gehabt. Aber so genau wollen es die meisten gar nicht wissen, im Gegenteil, sie wollen es noch genauer wissen, sie wollen von mir immer die genaue Zeit wissen, also morgens, abends oder in der Nacht, und das kann mir jetzt kein Mensch mehr sagen, denn alle meine Verwandten sind ja unter der Erde, und ich hab nur noch eine Cousine, die wohnt aber in Northeim und kann es deshalb auch nicht wissen. Und ich hab noch einen Vetter, dessen Vater lange Zeit Bürgermeister war, aber der ist zu schüchtern, was für ihn spricht. Dann gibt es noch zwei Vettern von Mutters Seite, oder sogar drei, aber die sind verschollen. Und einen Vetter von Vaters Seite, hinter dem sind alle immer her, weil er ein Hochstapler ist. Also, und wenn ich dann den Geburtstagsforschern, Jägern und Sammlern sagen muß, daß ich meine genaue Geburtszeit nicht mehr weiß, dann sagen die immer: Jaaa, dann können wir auch keine Schicksalsbestimmung von Ihnen machen, wenn Sie nicht genau wissen, zu welcher Stunde Sie auf die Welt gekommen sind, und welche Venus in welcher Transparenz zum Stier steht, und was die dann alles erzählen. Aber ich weiß es wirklich nicht mehr. Aber *wie*, das weiß ich noch genau, denn ich sagte noch: »Langsam, langsam!«, da hatten die mich aber schon am Wickel, die Brüder. Ich war, wie schon geschrieben, eine komplizierte Steißlage, weil ich hatte schon von Anfang an einen niederrheinischen Dickkopf, und dann natürlich Kaiserschnitt, logisch, und dann hab ich gleich zu den Ärzten gesagt, die alle um mich herumstanden:

Ja, dann mal ran ans Speck, was sein muß, muß sein, guten Morgen!

Obwohl es, glaube ich, Nacht war, aber das weiß ich eben nicht mehr. Und dann haben die mich furchtbar verhauen, damit ich also Luft bekam, und da war wieder die große germanisch-katholische Schwester dabei, mit dieser weißen Tüte auf, die begleitet mich ja mein ganzes Leben, und zu der hab ich damals, das weiß ich noch wie heute, gleich gesagt:

Ich hätte gerne ein Salamibrot, doppelt zugeklappt.

Ich weiß nicht, warum gerade Salami. Und da sagte die zu mir:

Nix, von wegen Salamibrot. Heute gibt es Linsensuppe.

Also gut, hab ich da gesagt.

Ja, und dann hab ich ein bißchen mit den Ärzten zusammengesessen, die haben mir dann gesagt, daß ich jetzt auf der sogenannten Welt wäre, aber das wußte ich ja schon lange, und hab denen noch gesagt, sie sollten jetzt mal nach Hause gehen, ich käm schon allein zurecht, und dann sind die auch nach Hause, also erst haben sie sich noch stundenlang die Hände gewaschen, und dann hat mich einer noch gefragt, ob er mich im Auto mitnehmen könnte, er hätte ungefähr den gleichen Weg, nee, hab ich gesagt, ich geh jetzt erst noch mal zu meiner Mutter, weil, wir müssen noch die Zeitungsannonce besprechen, und das haben wir dann auch gemacht und haben gelogen, was das Zeug hielt: Hiermit zeigen wir die Geburt eines prächtigen, hübschen, gesunden Stammhalters an! Kein Wort stimmte. Prächtig war ich nie, hübsch nee, hüsch schon, und gesund, das war die Notlüge für die Leute, obwohl es doch die ganze Stadt sofort wußte. Aber in einer Kleinstadt muß immer ein bißchen was vertuscht werden, sonst kommt man da auf keinen grünen Zweig. Und mein Vater war ja erst ein kleiner preußischer Verwaltungsobersekretär, obwohl er gut singen konnte. Er hatte meine Mutter in dem Tanzzelt von meinem Großvater väterlicherseits eines Sonntags kennengelernt. Und meine Mutter war eine schöne Frau. Sie sah aus wie eine Zigeunerin. Und mein Vater sah aus wie ein Skandinavier, der sich nach Holland verlaufen hatte und nun an der Ecke stand und nicht mehr weiterwußte. Und da kam meine Mutter des Wegs, mit vollem Namen Adelheid Auguste (wenn du nicht willst, dann mußte, sagten die unflätigen Männer immer), und hat sich meinen schwachen Vater unter den Erbarmungsnagel gerissen und dann mit ihm gelebt und gelitten. Meine arme Frau Mutter, die so einen schönen Pelzmuff hatte, in den sie im Winter ihre beiden Hände steckte, um sich zu wärmen. Dann sah sie wirklich aus wie eine Zarentochter, obwohl sie nur die jüngste Tochter eines niederrheinischen Schankwirtes war. In meiner Mutter waren oft alle Menschen versammelt: Spanier, Preußen, Franzosen, Österreicher, Lothringer und Römer. Und ich natürlich, ich hatte ja auch neun Monate in ihr

gesteckt. Und ich soll ja auch mit pechschwarzen Haaren auf die Welt gekommen sein. Die fielen aber urplötzlich aus, und auf meinem kleinen Schädel machten sich dann diese irischen Roßhaare breit, Drahthaare, rostrot. Ich war, glaube ich, Vaters Kind und Mutters Kreuz. Ich glaube, sie hätte gerne einen anderen Sohn gehabt. Und mein Vater, der aus Homberg am Rhein, gegenüber von Ruhrort, kam und eigentlich Kapitän oder Tenor werden wollte, brachte mich meist abends zu Bett. Ich versuche immer mal wieder, mich so weit wie irgend möglich zurück zu erinnern. An den Anfang, ganz an den Anfang kommt man nie. Ich weiß auch mein erstes Wort nicht mehr. Aber ich weiß noch, wie ich mit zwei Jahren eine Treppe rauf krabbelte, immer weiter krabbelte, bis ich meine Omma mütterlicherseits sah, und die sagte dann:

Da kömp ja mein Stömmken.

Sie hatte immer ein schwarzes Kopftuch um, war eine geborene Lohbeck, und bestand nur aus Gemüt, hatte zwölf Kinder in die Welt gesetzt und kannte Leben und Sterben in- und auswendig. Sie hatte sich diesen Jakob Sonnen zum Mann genommen, der zuerst Fuhrmann war und sich dann die winzige Wirtschaft »Zum kleinen Reichstag« in Moers auf der Uerdingerstraße gekauft hatte. Und das jüngste von diesen zwölf Kindern war eben meine Mutter, die auch später, wenn es Bier zu trinken galt, einen gewaltigen Zug am Leib hatte, und sie sagte dabei immer:

Der erste Schluck ist der beste!

So bin ich immer durch die Welt gezogen und hab all diese Sätze aufgeschnappt, in meinem Kopf gespeichert und später wieder ausgespuckt. Ich weiß nicht, wie die Phantasie in meinen Kopf gekommen ist und die Melancholie. Beide gehörten immer zu meinen Waffen, von klein auf. Meine Mutter fuhr mich im Kinderwagen ins Krankenhaus Bethanien. Dort meinte nämlich ein ehrgeiziger Chirurg namens Försterling meine Füße schnell in den Griff zu bekommen, und zwar mit Bandagen, Schienen und Ledergamaschen. Alles dummes Zeug. Manchmal meinen Chirurgen wohl, sie könnten auch mal eben den Orthopäden spielen. Aber meine ratlosen Eltern wußten im ersten Moment einfach nicht, was tun, wohin mit

dem Jungen. Und was weiß man schon im ersten Moment. Nichts. Und mein Vater war zwar schon Obersekretär, aber völlig unbeholfen. Noch unbeholfener als ich. Und meine Mutter ging dann, wenn es sein mußte, stumm ans Werk und fuhr mich den schweren Weg ins Krankenhaus Bethanien. Und wenn ich das Krankenhaus von weitem sah, fing ich sofort an zu weinen, hat man mir später immer wieder erzählt, und hörte erst nach Stunden damit auf, wenn ich auf dem Rückweg das Krankenhaus aus den Augen verlor. Und all die Ledergamaschen, Schienen und Bandagen halfen gar nichts, sondern taten nur weh. Und Narkose hat es damals auch schon gegeben. Da bekam man so eine Art Teesieb über die Nase gestülpt, dann mußte man zählen, dann drehte sich vor den Augen alles, wie bei den Bildern von Severini und Boccioni. Die ganze Welt stank nach Äther, und ich fiel in Ohnmacht, und man konnte jetzt mit mir machen, was man wollte, die Sehnen verlängern und sehr viel später noch einen Knochen, der im Weg stand, heraussäbeln. Das passierte aber erst in Süchteln. Denn mein Onkel Johannes aus Vluyn, der eigentlich gar kein Onkel war, sondern er war der Bruder meiner Omma mütterlicherseits, aber das Altersgefälle war nicht so groß, außerdem wußten wir Kinder nie, wie und wer mit wem alles zusammenhing und sagten einfach drauflos fast zu jedem Onkel und Tante. Onkel Johannes aus Vluyn war Schiedsman und Friedensstifter, obwohl er immer eine alte Uniform, ich glaube von 70/71, trug, und meist hatte er so einen Helm mit Spitze, eine Pickelhaube, auf, und er hatte drei Töchter, warum weiß ich nicht, Tante Lene, Tante Hitt, das ist die Koseabkürzung von Grete, und Tante Mariechen. Und Tante Mariechen, das ist die, bei der ich später, als ich schon ein Künstler war, in Basel oft übernachtet habe. Tante Lene war Stationsoberschwester im Krankenhaus Bethanien und sollte später mal, so hörte ich sagen, nachdem meine Mutter schon gestorben war, meinen Vater heiraten. Daraus ist aber nichts geworden, obwohl viele das gern gesehen hätten. Und ob das gut gegangen wäre, weiß ich nicht. Ich kenne doch meinen schwachen, ewig Streit vermeidenden Vater. Obwohl, na ja. Die niederrheinischen Frauen machen ja sowieso aus all ihren Männern immer wieder Kinder. Ich weiß

auch nicht, wie das geht. Und die Männer lassen sich das auch gefallen. Die Tante Hitt, die ja eigentlich Grete hieß, war eine »alte Kämpferin« bei den Nazis, Mitgliedsnummer unter 25 000, und ihr Mann, der Willi Höffken auch, der eigentlich ein ganz einfacher, stiller, bescheidener Beamter war. Aber Tante Hitt hat ihn zum Bürgermeister von Aldekerk gemacht, ist von Hü nach Hott gelaufen, damit ihr Willi Bürgermeister wurde. Ohne ihre Frauen sind die Männer vom Niederrhein meistens nur die Hälfte wert. Meine Omma väterlicherseits auch. Das war eine kleine, flinke Frau, hieß Katharina, und war eine geborene Husmann, und kochte die leckersten Armeleutsessen, die ich je gegessen habe. Ein Armeleutsessen hieß: Doppelstein. Das waren Kartoffeln und Speck in Würfel geschnitten, daß es so aussah wie kleine Kartoffel- und Specksteinchen, durcheinander gemengt mit Bohnen, und daran dann einen Schuß Essig, und fertig war der Wohlstandsbraten. Bei diesem Essen war ich nicht zu bremsen. Und mein Großvater väterlicherseits saß mir immer gegenüber und schnitt das Brot. Dabei stand er jedesmal auf und schnitt das große Brot nicht gerade ab, sondern von jeder Seite schräg, so daß ein Dach entstand. Aber sonst war er das große alte Kind von meiner Omma. Er war Fuhrmann. Die meisten meiner Vorfahren waren Fuhrleute. Was Wunder, daß auch ich immer noch unterwegs bin, on the road, zwar nicht mit Karren und Pferd, aber die Kreuz und die Quer bei Regen und Wind, wie mein Großvater väterlicherseits. Er hatte eine Hindenburg-Frisur, also die Haare ziemlich geschoren, und sagte so gut wie nichts. Er ging immer so, als trüge er die ganze Welt auf seinen Schultern. Er hatte fast keinen Hals, der Kopf saß direkt auf den Schultern, und er ließ, glaube ich, alles einfach über sich ergehen. Er hieß Johann und lächelte immer ganz leise, als wollte er sagen, es hat alles seine Richtigkeit, obwohl alles falsch ist. Er war ein Freiberufler, genau wie ich. Er saß in der Küche und wartete auf Arbeit, genau wie ich. Und meine Omma hielt ihn auf Trab. Und dann zog Johann mit seinem Pferd und seinem schweren zweirädrigen Karren los, um von Homberg nach Rheinkamp oder von Friemersheim nach Hülsdonk Rüben, Kartoffeln und Briketts zu fahren. Er hatte nicht

viel zu sagen, aber mich hat das sehr beeindruckt. Er setzte vier Kinder unterschiedlichster Art in die Welt. Sein ältester Sohn, Heinrich, war mein Vater, der ja Tenor oder Kapitän werden wollte, weil er hatte seine ganze Kindheit in den Rheinwiesen von Homberg verbracht, und das mit dem Tenor, das war wohl der Sprung in eine andere Welt. Aber meine Großeltern wußten natürlich nicht, wie das geht, wie man Tenor wird, keine Ahnung. Und außerdem ist das eine brotlose Kunst. Und Kapitän, da war meine Omma strikt dagegen, weil, so sagte sie, das Wasser hat keine Balken. Und sie schickten meinen Vater in die Verwaltungslehre als Stift, da mußte er dann Bleistifte spitzen und Akten umhertragen und Kaffee besorgen und zuhören und zugucken, wie und was die anderen alle machen. Und das hat er dann auch gemacht, mein Vater, wie ich ihn kenne. Stiekum, das ist ein nieder-rheinisches Wort für klammheimlich, hat mein Vater alles abgucken, bis er zuletzt Verwaltungsdirektor war. Bei der Kreisverwaltung in Moers, im Landratsamt, im sogenannten, direkt neben dem Schloßpark, wo mein Freund Norbert Schmidt sein Park-Café hat, Norbert Schmidt, der immer, wenn ich ihn nach früher frage, sagt:

Kannze vergessen.

Manchmal sagt er auch, wenn er mir was Ernstes mitteilen will:

Kannze de Wahrheit vertragen?

Ich merke, daß mir die Pferde durchgehen, denn ich wollte ja doch erzählen, wie Onkel Johannes aus Vluyn, der ja familien-geschichtlich der Onkel meiner Mutter war, und meine Mutter war die Cousine von seinen drei Töchtern, wie Onkel Johannes zu meinen Eltern sagte:

Jetzt ist Schluß mit Bethanien. De Jung muß nach Süchteln, da ist doch die berühmte orthopädische Kinderheilanstalt, und da gehören die Füße hin, zu Dr. Röhren und Dr. Kochs, und nicht nach Bethanien zu Försterling.

Das wurde alles immer in Vluyn besprochen. In dem schönen alten Lohbeckschen Haus, wo wir sonntags immer so gerne hinfuhren, weil, das Haus hatte eine große Diele, dort spielten wir Verstecken bis zum Umfallen. Und in der Küche gab es

noch eine große Wasserpumpe. Und an dieser Pumpe stand immer, wenn wir durch den Hausflur um die Ecke kamen, stand immer die Bella und pumpte den ganzen Niederrhein blank. Sie hatte richtiges strohblondes Haar und eine ganz tiefe rauhe Stimme. Und direkt neben dem Haus war die Feuerwehr. Und in dem Haus wohnte auch Tante Hitt mit ihrem Willi, als er noch kein Bürgermeister von Aldekerk war, und sie hatten da, glaube ich, schon vier Kinder. Eines davon war mongoloid und hieß Lorchen. Aber dort konnte immer alles unter einem Dach sein. In einem anderen Haus, aber ganz in der Nähe, wohnte Tante Mariechen, die Schwester von Tante Hitt, mit ihrem Ernst Gertsch, der ein Schweizer war und ein bißchen ein Kommunist und vieles voraussah. Beide sind dann später mit ihren Kindern Johannes und Annelene in die Schweiz gezogen und haben in Basel in der Wanderstraße 165 gewohnt, fast am Stadtrand, gegenüber von einem kleinen Fußballplatz. Als Onkel Ernst so krank wurde und nicht mehr aufstehen konnte, und wenn ich dann dort wohnte, wenn ich im Théâtre Fauteuil am Spalenberg gastierte, dann saß ich immer am Fenster und mußte ihm wie ein Reporter das Fußballspiel auf dem Platz vor dem Haus schildern. Er ist dann wie sein Sohn Johannes an Lungenkrebs gestorben, hat aber vorher seiner Tochter Annelene, die jetzt noch in Riehen bei Basel lebt, gesagt:

Kind, es lohnt sich nicht.

Tante Mariechen war eine außergewöhnliche Frau. Sie hielt ihre Familie über Wasser, indem sie überall putzte, wo es dringend nötig war. Aber Tante Mariechen war nicht nur eine Putzfrau, sie war auch eine Ratgeberin. Und wenn sie bei feinen Familien die noch feineren Häuser putzte, dauerte es nicht lange, und sie saß auf Geheiß der Dame des Hauses mit am Tisch und durfte vieles mitüberlegen und empfehlen. Meistens trug sie schwarze hochgeschlossene, leicht protestantische Kleider, oben mit einem kleinen weißen Krägelchen, mit einer Brosche verziert. Sie kannte das Leben und ließ sich nichts vormachen. Wenn ich in Basel war und dort wohnte, hat sie für mich gesorgt wie für ihr eigenes Kind, denn schließlich war ich auch der Sohn ihrer Lieblingscousine Adele, die so früh

mit einundvierzig Jahren an Multipler Sklerose hatte sterben müssen. Und wenn ich von der Vorstellung spät nach Hause kam, oft erst gegen Morgen, war sie noch wach und sagte immer nur:

Na, wie war et denn?

Gut, sagte ich dann, ausverkauft.

Hauptsache, sagte sie dann, nu geh ma schön nach Bett und schlaf dich aus.

Und wenn ich dann am anderen Morgen, meist erst so gegen zehn Uhr aufstand, hatte sie schon das Frühstück parat, und das war dann ihre große Stunde, dann wollte sie erzählen und alles noch mal von vorne wissen. Und dann mußte ich Rede und Antwort stehen. Und dann erzählte sie von meiner Mutter, wie wunderschön die Frau gewesen sei und ob ich denn nicht wüßte, wer die schöne goldene Brosche von meiner Mutter hätte. Und ich sollte nur gut aufpassen und mich immer schön warm anziehen und auch das Essen nicht ganz vergessen. Und kaum hatte ich gefrühstückt, stand schon das Mittagessen auf dem Tisch, und ich mußte, um sie nicht zu beleidigen, alles aufessen. Und während ich aß, erzählte sie von früher, und während sie erzählte, aß ich. Ich habe immer bedauert, daß ich nicht insgeheim ein Tonbandgerät aufstellen konnte, ich hätte heute die schönsten Lebensgeschichten vom Niederrhein, wo ich ja meine Kindheit erlebt und gelebt habe. Und es ist für mich ganz hell und klar, meine Heimat ist meine Kindheit, nicht ein Landstrich, keine Adresse, sondern es sind diese Jahre der Wärme, der Krankheit, der Sorgen und der Liebe. Und Tante Mariechen, zuerst Vluyn, später Basel, gehört dazu. Sie war ja die Tochter von Onkel Johannes, eine Cousine meiner Mutter und meine Extratante, die ebenfalls noch in Vluyn schon gesagt hatte:

De Jung muß nach Süchteln.

Süchteln, direkt neben Viersen, nicht weit von Krefeld gelegen, Süchteln, das ist heute noch ein Wort für mich wie ein Brandzeichen. Süchteln, ein kleines katholisches Städtchen am Niederrhein. Süchteln, das war damals für mich ein Schreckenswort. Dort lag für mich die große orthopädische Kinderheilstätte, und nebenan lag die Anstalt für geistig